

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 191.

Sonntag, 16. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Stunde war gekommen, in der er sprechen mußte, aufklären mußte über sein Fühlen, und den unseligen Hoffnungen des Mädchens ein Ende machen! Aber wie, ohne dies leidenschaftliche Herz schwer zu verletzen?

Vorsichtig sagte er: „Ich sehe, Sie machen sich unglücklich, quälen sich um Dinge, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Sie dürfen nicht mehr Ihre Kraft an Träume verschwenden, Fräulein Edna! Sie müssen lernen, das Leben zu sehen, wie es ist.“

„Ja?“ sagte sie erwartungsvoll. Er spürte, sie verstand ihn nicht.

„Sie müssen aufhören, Dingen Ihrer Phantasie nachzujagen! Wählen Sie sich einen Weg! Und richten Sie alle Ihre Stärke nur noch auf das, was Sie selbst aus sich und Ihrem Können heraus erreichen können! Ihre Schwester hat mir oft gesagt, wie schön Sie singen —“

„Meine Schwester — Marga?“ fragte sie stockend.

„Ja!“ Hatte er einen Fehler gemacht?

Sie riß plötzlich scharf am Zügel ihres Pferdes und zog dem sich aufbäumenden Tier gleich darauf eins mit der Gerte über.

„Sie sehen sie — oft?“

„Ich betrachte sie als meine heimlich Verlobte.“

Seine Stimme war ruhig und entschlossen.

Kein Wort kam von Edna.

Nur eine Gebärde äußersten Schmerzes, wie sie den Kopf senkte und das Pferd zum Halten zwang.

Auch er hielt sein Tier an. „Ich mußte es Ihnen sagen, Fräulein Edna!“

„Gut!“ Sie gab ihm keinen Blick mehr, sie rief: „Vorwärts!“, schlug mit den Zügeln auf den Hals des Pferdes und stob davon.

Er sah ihr nach; er fühlte sich gelähmt und unfähig, das Drohende, das er von allen Seiten spürte, aufzuhalten.

In der Ferne rollte es dumpf. Ein sengend-heißer Wind strich über die Felder, und das Licht ergraute. Höwells Pferd klopfte unruhig den harten Lehmboden und mahnte ihn ans Weiterreiten. Er musterte den Himmel. Da hatte sich von allen Seiten etwas herausgeschoben: braungraue Gebirge von Wolken. Die Last auf seinem Herzen wuchs.

Was er getan hatte, war alles zuletzt in der Elemente Hand.

Aber das Wetter da oben, das kam wahrhaftig hoch! Spannemann hatte diesmal recht. Wenn diese Wolkenmassen zusammenstießen, dann gab es eine Wasserflut, die ihm alles zugrunde richten konnte. Die reiche Roggenernte, die Haupthoffnung des Jahres. —

Er lenkte sein Tier durch die reifen Saaten, die morgen zum Schnitt kommen sollten. Die hohen goldenen Halme hingen schwer von Körnern.

Er beugte sich nieder und zog ein paar Ähren durch die Hand. Wieder Donnerrollen.

Bleifarben wurde die Landschaft. In der Ferne auf dem Wege nach Riechburg kräuselte eine drohende Wolke Staubes.

Plötzlich war der Wind um ihn, plusterte sein Hemd auf und warf die Mähne des Pferdes hoch. Der Gaul schnob.

„Spürst wohl was, Falbe?“ fragte er. „Mir scheint, wir kommen schon nicht mehr nach Hause!“

Er ritt stärker zu. Aber der Ritt da oben ging schneller.

Erste Tropfen klatschten — dann wurde es wieder ganz still.

Höwell sah sich um, rasch überlegend. Das Gut erreichen, das war unmöglich. Er mußte kehrtmachen und eine Feldscheune suchen.

Er lenkte um, und der Falbe verstand ihn. Der anbrechende Sturm stemmte sich ihnen entgegen, es wurde Dämmerung über der Erde.

Plötzlich ein reizender Blitz, der das Gewölbe auseinander brach — ein Donner, der die Luft erbeben machte. Der Falbe setzte im Galopp weiter. Wasserfluten stürzten jäh herab, überschwemmten im Nu den Weg.

Im Licht eines zweiten Blickes erreichte Höwell die Scheune und sprang ab. Die niedere Holztür war angelehnt; er zog das Tier schnell ins Dunkle des Raumes. Er setzte sich auf den Sandboden des Schuppens nieder, die Zügel des Pferdes in der Hand behaltend.

Draußen raste das Wetter nieder. Blitz, Donner, Schlag und Fluten, jetzt nächtliche Schwärze, jetzt blaues Licht, jetzt wieder Nacht. Aufbrüllend folgten die Donner einander.

Die Wassergüsse wandelten sich zu Hagelschlag. Es prasselte hernieder in die Felder, es pfliff wie von Peitschenhieben auf die Pflanzen.

Regungslos saß Höwell da. Er dachte nur immer wieder die Worte: Was ich getan habe, ist alles zuletzt in der Elemente Hand. Da draußen ging ihm die Ernte zugrunde — und mehr als das.

Jetzt wurde es wieder blendend hell, der dröhnende Schlag folgte unmittelbar. Der Luftdruck war so stark, daß die Scheune bebte. Er wurde zur Seite gedrückt, und der Gaul ging in die Knie.

„Ein Schlag — was? Das war ein Schlag!“ sagte er zu dem zitternden Tier. Es mußte ganz nahe niedergegangen sein.

Wieviel Zeit verging — er wußte es nicht. Er hoßte noch da, in derselben gelähmten Untätigkeit, als die Kraft des Donners nachgelassen hatte und es langsam heller wurde. — Noch eine Stunde rauschte der Regen in schrägen Strahlen hernieder. Das Wasser kam zur

Tür hereingeflossen und zwang ihn, sich an die Scheunenwand zu stellen.

Es war schon gegen Abend, als er es wagen konnte, hinauszutreten.

Das große Feld zur Rechten lag niedergemäht da. Nicht von Menschenhand — zerichlagen von den Gewalten über ihm.

Er zog den Gaul nach sich, durch den Schlamm tretend; er fand die Stelle, wo der niedergehende Bliß ein ungeheures Loch in den Erdboden gerissen hatte, wenige Schritte von seinem Dach.

Er ging, durchnäht bis auf die Haut, langsam durch die vernichteten Felder auf Borgstedt zu.

Elftes Kapitel.

Vor dem Einsetzen des Gewitters noch hatte Edna in scharfem Galopp den Gutshof erreicht. Friß nahm den Gaul in Empfang und sagte vorwurfsvoll: „Zans naß is er. Der muß doch was ran bei Ihnen!“

Sie stieg zu ihrer Manjarde empor. Auf der Treppe traf sie das Stubenmädchen. „Meine Schwestern im Hause?“ fragte sie kurz.

„Die gnädigen Fräuleins paden.“

„Wo?“

„Im Gartenzimmer.“

Edna betrat ihre Stube und schloß die Tür ab. Sie ging zum Schreibtisch, öffnete das geheime Fach und nahm die Waffe heraus. Sie lud sie neu, mit ruhigen, aufmerksamen Bewegungen.

Draußen krachte der erste Donner nieder.

Rase, rase, Gewitter! Rase!

Nun war alles gleich, war ja doch alles entzwei! — Die Silberbeschlüge der Pistole glänzten jäh im Licht der Bliße auf. Sie steckte die Waffe in die Tasche ihrer Reithose. Dann öffnete sie die Tür und horchte die Treppe hinab. — Nichts! Nur Mamsell Annchens Stimme, die leise vom Untergeschoß heraufstömte.

Der Lärm des nächsten Donners verschläng alles, und sie lehrte in ihr Zimmer zurück.

In dumpfem Starren blieb sie am Fenster. Buchen- zweige brachen ab und schlugen auf den Weg hinunter. Weg! Aus damit!

Sie ballte die Fäuste. Schluß und weg damit!

Wieder ging sie auf den Flur hinaus. Jetzt Streitmanns Stimme deutlich: „Das ist ein Wetter! Am letzten Tage noch!“ Dann das Rumpeln von großem Gepäck auf den Dielen.

Edna spürte nichts. Etwas in ihr war taub geschlagen.

Horchend stand sie im Türrahmen und wartete die Donnerpausen ab. — Die Zeit verging.

Endlich hörte sie Margas Stimme unten sagen: „Diese eine Stunde möchte ich noch für mich haben!“ Dann ihren Schritt auf der Treppe.

Sie zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie hörte die Tür von Margas Stube klappen.

Jetzt!

Am Fenster tönte das Trommeln des Hagels. Sie sah einmal flüchtig hin und ging rasch hinaus.

Sie lehnte einen Augenblick an Margas Tür. Kein Gedanke war in ihr, nur ein Atemholen. Sie öffnete.

Marga schreckte vom Stuhl hoch; sie hatte einen Briefumschlag in der Hand, wollte ihn hastig weglegen, doch er fiel ihr zu Boden.

„Zeige mal!“ sagte Edna, wie eine völlig Unbeteiligte.

Marga blühte sich rasch und verbarg das Papier. Ihr Gesicht war weiß wie die Wand hinter ihr.

Edna sah die Wand und sie. Ein Postell hing da: die Mutter in jungen Jahren.

Edna wußte nicht mehr, war das Gesicht an der Wand Margas Gesicht — oder stand die Mutter im Raum. —

Eine Bewegung wie im Traum nach der Tasche, das kalte Metall der Waffe an ihren Fingern.

Da hob Marga — oder die Mutter — abwehrend die Hand gegen sie. — Das blaue Licht eines Blißes er-

hellte das Fenster. Dann wieder Hagelgeprassel gegen die Scheiben, wie das wütende Tönen einer ungeheuren Trommel.

Kein Laut von den zwei Menschen. Nur ein Absinken der Hände bei beiden.

Mit den erschlafften Armen eng am Körper, wandte sich Edna um, beugte den Kopf und verließ langsam das Zimmer. —

Marga stand noch da. Tränen kamen ihr; sie wußte nicht, woher. Sie besah den Umschlag: Helmut Höwel, Gut Borgstedt. Sie nahm den Abschiedsbrief, den sie vor mehreren Tagen geschrieben hatte, aus einem Fach und schob ihn hinein. Er mußte jetzt zur Post.

Wieviel ging in diesen Minuten zu Ende?

*

Um acht Uhr deckte Beder mit feierlichen Bewegungen die Abendtisch. Abschiedessen einer Braut. Er ordnete Blumen an, er rieb das Silber bis zum letzten Glanz. Nichts konnte schön genug sein, wenn Fräulein Irene aus dem Hause ging. Er hatte sie noch so klein, so klein gekannt, und zeigte, wenn er es erzählte, gern Zentimeterhöhe.

Herr von Köller trat ein, gänzlich durchnäht.

„Die Mädchen alle im Hause?“

„Zawohl, Herr von Köller, die sind alle unter Dach und Fach! Es war ja präßliches Wetter als Abschied für unsere Fräulein Irene!“

„Tjaja! Und ich glaube, auf Borgstedt ist viel kaputt gegangen. Na, gehe mich jetzt umziehen, Beder! Ist doch alles tipptopp? Rheinwein kalt gestellt? In 'ner halben Stunde können wir essen.“

Als Mamsell Annchen den Gong schlug, kamen zuerst die Männer des Hauses in den hell erleuchteten Speisesaal. Der Vater im schwarzen Abendanzug, ebenso der junge Cleve Bonin. Man merkte erst jetzt, welch hübscher Junge er war. Streitmann, der sogleich nachfolgte, entschuldigte seinen Reiseanzug. Die gute Kluft wäre schon verpakt. Als letzter kam Inspektor Krüger mit grämlichem Gesicht. Er war im Regen naß geworden, und sein Rheuma meldete sich. Er begann gleich davon zu reden, aber man schien sich nicht genügend dafür zu interessieren. Das allgemeine Gespräch war das furchtbare Wetter der letzten Stunden.

Beder erschien mit fragendem Gesicht in der Tür.

„Augenblick!“ rief Herr von Köller. „Die Damen sind noch nicht da!“

„Bin da!“ sagte Irene und winkte hinter Beder hervor.

Sie sah wunderschön aus. Der kühne, kräftige Mädchenkopf mit dem starken, blonden Haar ragte aus bloßen Schultern. Sie trug ein blaßrosa Kleid; die Perlenreihe um den Hals schimmerte.

Der Vater ging ihr entgegen und küßte sie. Dann führte er sie zum Tisch und hob von ihrem Platz einen Strauß weißer Rosen und dunkelgrüner Myrthe.

„Ich danke dir, Vater!“ sagte sie gerührt. „Wie soll ich all die Liebe je im Leben wiedergeben!“

„Durch dein eigenes Glück, mein Kind!“ erwiderte er schlicht.

Man stand unschlüssig zusammen.

„Hat Fräulein Marga auch den Gong gehört?“ fragte Streitmann.

„Doch, sie hat gehört!“ beruhigte Irene sofort. „Wir warten vielleicht noch einige Minuten.“ Sie war sich dabei bewußt, daß Marga ihr Äußerstes tat, um überhaupt zu kommen. Arme Schwester! Mit welch verstörtem Gesicht hatte sie noch eben in ihrem Zimmer gestanden, als Irene zu ihr hereinsah. Dieser Abschied von Heimat und erster Liebe war wohl das Härteste, was es geben konnte!

Die Minuten vergingen. Dann trat Marga wirklich ein. Sehr blaß, im weißen Kleid, nur ein Schatten des früheren heiteren Mädchens. Der Vater küßte auch sie und geleitete sie zu ihrem Platz. Auch dort lagen Blumen, hellrote Rosen, von weißer Seidenschleife gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Glück.

Von Karl Heinz Schoon.

Glück ist im letzten Grunde die Summe dessen, das man errungen und erlämpft hat.

In sich selbst geachtet sein — ja, das ist Glück. Ein größeres aber ist, aus der Enge des „Ich“ durch das Wachstum des „Du“ zur Reife des „Wir“ zu gelangen.

Wahres Glück ist nicht abhängig von den Wechselfällen diesseitigen Lebens. Es wurzelt vielmehr im Ziel des Seelischen: In der Sphäre des Ewigen!

Menschen und Drähte.

Fünf Stunden als Nachtelephonist in einem großen Hotel.

Reportage von Hans Wörner.

Das ist alles nicht sehr schwer. Da sind Glühlichtchen und Stöpsel, Schnüre und ein paar kleine Schalter. Da ist eine Gästeliste, in der man blättert, und ein Block, auf dem man die Verbindungen und die Gebühren notiert. Man hat Kopfhörer an den Ohren und den kurzen Sprechtrichter vor der Brust. Über dem Klappenschrant wandern die Zeiger einer Uhr. Denen schaut man zu und wartet.

Der kleine Raum hat ein Fenster zum Lichtsacht. Unten in der Spültüchle klappern Töpfe. Oben schließt ein Gast räuspierend sein Fenster und löscht das Licht. Das Hotel schläft. Es ist die erste Stunde nach Mitternacht. Man kann die Kopfhörer auf die Badentnochen schieben und an etwas anderes denken.

In jeder Nacht also sitzen in allen großen Hotels der Welt die Nachtelephonisten, wie ich jetzt. Vielleicht duseln sie ein wenig ein, vielleicht schreiben viele an einem Brief, vielleicht lesen sie. Jedenfalls müssen sie warten. Es ist nicht lange bis ein Uhr.

„Zentrale.“

„Nein, gnädige Frau, eine Klinik hat hier nicht angerufen!“ Das ist eine besorgte Stimme, die da spricht. „Erwarten gnädige Frau einen Anruf von der Klinik?“ Ja, es könne aber noch eine Weile dauern. Das Lämpchen erlischt. Die Frau schien ganz wach zu sein und angezogen.

„Zentrale.“ — „Schauen Sie nach, ob Zimmer 41 besetzt ist!“ — „Zimmer 41 ist von einer Dame vorausbestellt. Aber die Dame ist noch nicht eingetroffen, mein Herr!“ — „Danke.“ Die Zeit dröckelt so hin.

„Zentrale.“ — „Nein, gnädige Frau, bisher kein Anruf von der Klinik! Wünschen gnädige Frau vielleicht eine Verbindung mit der Klinik?“ — Die Stimme am anderen Ende der Leitung zögert. „Man versprach mir, sofort anzurufen, sobald die Krisis überstanden ist. Mein Kind wurde heute abend operiert. Die Uhr ist eins jetzt, nicht wahr?“ — „Gerade ein Uhr, gnädige Frau!“ — „Die Krisis sollte um Mitternacht eintreten. Ich bin recht unruhig.“ — „Ich werde Sie sofort verbinden, wenn die Klinik sich meldet, gnädige Frau!“ Einen Augenblick glaube ich, die Stimme werde weitersprechen. Aber die kleine Glühlampe erlischt.

Ich nehme eine Zigarette und drehe den Schemel zum Fenster. Die Spültüchle ist noch hell, aber man hört kein Geräusch. Das Stück Nachthimmel über dem Lichtsacht ist schwarz, ganz ohne Zeichnung.

„Zentrale.“ — Die Dame von Zimmer 58. Ich soll die Klinik anrufen. Es meldet sich eine leise Stimme. So sprechen Krankenenschwestern. Ich verbinde mit Zimmer 58 und bleibe in der Leitung. Die Dame fragt mit einzeln gesprochenen Worten nach dem Befinden des Kindes, die Schweesternstimme bleibt ruhig und leise. „Die Krisis hält immer noch an, Frau Doktor!“ Mir scheint, als ginge die Dame jetzt weit von der Sprechmuschel fort. Aber sie spricht plötzlich sehr fest und verlangt nach dem Arzt. „Der Arzt ist bei der Kleinen!“ — „Dann lassen Sie nur, Schwester. Benachrichtigen Sie mich dann später, bitte!“ Die Lampe verlöscht. Jetzt geht die Frau wieder in ihrem Zimmer auf und ab.

„Zentrale — wie bitte? — Gewiß, das werde ich sofort abstellen, mein Herr!“ Ich soll dem Hausdiener sagen, er möge zu pfeifen aufhören. Den Herrn von Zimmer 103 hört er, durch den Lichtsacht das leise Liedel zu hören, bei dem der Hausdiener Stiefel putzt! Also öffne ich das Fenster und rufe hinunter. Der Hausdiener brummt, er höre schon auf. Und geht wieder zu seinen Stiefeln.

Das Bedlichtchen von Zimmer 18! Direktor S. „Ja, wohl, Berlin Barbarossa — ich rufe wieder an, mein Herr!“ Ich wähle das Amt und buche die Verbindung, während die

Postbeamtin die sechsstellige Nummer wiederholt. Mitten in der Nacht ein Ferngespräch nach Berlin!

„Zentrale — nein, die Dame ist noch nicht eingetroffen.“ Das war wieder der Herr, der auf seine Freundin wartet. Er soll doch schon schlafen, dünkt mich! Das Fernamt kommt. Ich höre in der Leitung das helle Brausen der vielen Kilometer Draht. „Herr Direktor, Ihre Anmeldung Barbarossa!“

Der Direktor spricht lange mit Berlin. Er redet seinen Partner mit „du“ an und dieser meinen Direktor mit „Krisis“. Der Berliner berichtet von einer Sitzung, die am Abend stattgefunden hat. „Ich habe alles versucht, aber die Dresdener wollen das Papier morgen auf den Markt bringen, gleich bei Beginn der Börse. Sie sind nicht davon abzubringen!“ — „Das ist eine schöne Schweinerei. Und was sagt Herrmann dazu?“ Mein Direktor hat nichts mehr von großer Haltung in der Stimme. — „Herrmann drückt sich um eine richtige Antwort. Erst wollte er das Paket kaufen, wenn die Dresdener es auf die Börse bringen, dann wollte er wieder nicht. Er sagte, er lege sich so hoch fest damit. Er will nicht groß einsteigen.“ Ob der Berliner nicht noch mal anrufen könnte, bei Herrmann. „Mitten in der Nacht macht das auch keinen Eindruck!“ — „Ich kann hier aber auch nicht weg, ohne daß es mich zwei volle Tage kostet. Aber so ist das mit Herrmann immer! Flaumenweich, wenn er mal dringend einspringen soll.“ Ich gehe aus der Leitung, das Amt flackert auf einem anderen Draht.

Hotel Stadt Hamburg. Jawohl, ein Herr 3 wohnt bei uns. — Das ist die verspätete Dame für Zimmer 41! Sie meldet sich von einer Tankstelle in der Umgebung der Stadt. „Denk an, Schazi, ich liege hier mit einer Panne fest. Es ist ein richtiger runder Achsenbruch. Du mußt mir schon eine Taxi rauschicken, sonst ist gar nichts zu machen!“ — „Ach, Armes, ich ziehe mich gleich an und komme. Wo steckst du aber denn, Schazi?“ Schazi steckt immerhin noch 40 Kilometer von der Stadt in einer kleinen Schlosserwerkstatt. Der Apparat, an dem sie spricht, klingt ganz, als hinge er in einem engen Hausflur und so hoch, daß sie auf den Fußspitzen stehen muß, um die Muschel zu erreichen. „Hast du sehr gewartet, liebste du mich noch, Schazi?“ Das Glühlämpchen verschwindet.

Ich muß eine Taxi herbeirufen. Es geht auf 3 Uhr, als Schazi abrollt. Wie verliebt er doch ist!

„Zentrale.“ Der Herr Direktor. Er ist wieder ganz ruhig und überlegen. Ich soll ein zweites Gespräch nach Berlin anmelden, Barbarossa, aber eine andere Nummer. Ist das der Mann, den der Berliner „Herrmann“ nannte? Soll er nun bearbeitet werden, morgen die Aktien zu kaufen, die er im Grunde gar nicht haben will?

Bis Berlin sich meldet, kann ich eine Zigarette rauchen. Also so ist das, als Nachtelephonist in einem großen Hotel. Eine Frau sorgt sich um ihr Kind, ein Verliebter wartet auf eine Frau, ein reicher Mann bangt um sein Geld, und alle müssen sie telephonieren. Menschen und Drähte!

„Zentrale.“ Donnerwetter, der Direktor zieht seine Anmeldung nach Berlin zurück! Alter Freund, wenn man zu allem Pech nicht einmal weiß, was man eigentlich will!

Und trotzdem kommt hier Berlin. „Hotel Hamburger Hof!“ Es ist ein Berliner Hotel, das für abreisende Gäste bei uns Zimmer bestellt. Zwei Zweibett mit Bad für einen Tag, ein Einzel mit Telefon für zwei Tage, Tage, Namen, Ankunftszeiten. Der Berliner Hotellephonist redet mich mit „Herr Kollege“ an. Empfehlen Sie uns Ihrerseits, Herr Kollege!“ sagt er. „Bringen wir glatt fertig, Herr Kollege!“ In der jummenden Leitung kullert ein kleines Lachen.

Es ist 4 Uhr. Eine halbe Stunde schleicht bleiern dahin. Die Luft in meiner Kabine ist verbraucht. Ich öffne das Fenster. Im Lichtsacht dämmert der Tag. In der Küche rumort es. „Zentrale.“ — „Wenden Sie meinen Chauffeur, ich reise ab, meine Rechnung, Post nach Berlin!“ Das ist der Direktor! Der Oberkellner kommt so schnell, als habe er in Kleidern geschlafen. Quer über den Lichtsacht sehe ich die Gestalt des Direktors im Treppenhaus. Er scheint ganz kühl und gelassen. Er eilt nicht einmal. Und dabei brennt es bei ihm in Berlin lichterloh!

„Hotel Stadt Hamburg.“ Das ist die Klinik, eine Männerstimme, es muß der Arzt sein. Ich verbinde mit Zimmer 58. Schon beim ersten Bedzeichen ist die Dame am Hörer. Sie hat zwei Stunden nicht mehr angerufen, aber sie ist immer noch wach. Es ist kurz vor fünf.

Sobald die Stimme der Frau in der Leitung ist, beginnt der Arzt langsam zu sprechen. Er gebraucht keine Anrede. „Es war ein außerordentlicher Fall, man mußte von Anfang an zweifeln, liebe Frau Doktor. Sie sind noch jung, gnädige Frau, es ist vielleicht ganz gut so für die Kleine.“ Ich gehe aus der Leitung. Ich weiß ja, das Kind ist tot. Ich muß das Glühlichtchen über dem Klappenschrant ansehen, bis es — jetzt — erlischt.

Die Hochzeit auf Karmhof.

Von Wilhelmine Bastinester.

Das Haus prangt. Die Stuben glänzen von Wohlstand. Die Mägde schleppen die mächtigen Schüsseln für das Hochzeitessen herbei. Auf dem Ehrenplatz sitzen Bräutigam und Braut. Es ist die älteste Tochter vom Karmhof, Barbara, und der Mann neben ihr ist noch reicher als ihr Vater; so wird sie jetzt die reichste Frau werden weit und breit. Sie ist schön, groß, blond, kräftig und hat dunkle, strenge Augen. Der Bräutigam sieht sie an. Er ist stolz auf sie. Er hat den schönsten Hof, dazu gehört die schönste Frau.

Zufrieden sitzt auch der Vater vom Karmhof neben seinem Weibe. Die Silberkette ist dreimal durch die Knopflöcher seiner Weste gewunden. Es ist gut, schöne Kinder zu haben. Er sieht Barbara an und dann Karma, seine Jüngste. Karma ist anders als Barbara. Ihr Haar ist dunkelbraun, und hinter ihren dichten schwarzen Wimpern würde man dunkle Augen vermuten; doch ihre Augen sind ganz blau, so blau wie das Seeauge oben auf dem Berg, an dessen Osthang der Winzhof liegt, ein spröder Hof mit hartem Boden, der einem einsiedlerischen Bauerngeschlechte gehört.

Als die Braut den Becher mit dem dunkelgelben Wein an die Lippen hebt, tritt ein später Gast ein. Vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz, als müsse er an eine Bahre. Die Braut stellt den Becher hart auf den Tisch zurück. Alle blicken den Mann an. Keiner von der Verwandtschaft der Karmhofsleute hat gehört, daß man den Bauer von Winz zur Hochzeit geladen hätte, denn er ist noch nie auf dem Karmhof gesehen worden. Totenstill wird es in der großen Stube. Der dunkle Gast schiebt sich am untersten Tische einen Stuhl zwischen zwei junge Söhne, die scheu Platz machen. Niemand berührt die dampfenden Schüsseln, die eben noch lockten. Der Bauer von Winz hat eine hohe Stirn und schmale Wangen, und sein Gesicht ist jetzt so weiß wie das Kleid der Braut.

Der Brautvater erhebt sich, geht um den Tisch herum und spricht den ungeladenen Gast mit Vorsicht an: „Ei, es ist schön, daß Ihr gekommen seid so weit her von Winz zu uns! Aber Ihr müßt Euch verhört haben! Es ist Hochzeit bei uns, nicht Totenschmaus!“ Und er schaut dabei vorwurfsvoll auf das Trauergewand. Der Bauer von Winz blickt, ohne ein einziges Wort zu sprechen, in das Gesicht des Hausvaters. Der steht eine Weile umschlüssig, dann geht er auf seinen Platz zurück. Die stumme Gegenwart des düsteren Gastes lähmt die Leute.

„Trink nur und schau nicht hin!“ flüstert der Bräutigam der Braut zu und nimmt unter dem Tische ihre Hand. Die Blicke des dunklen Gastes gehen zu ihr hin und bleiben fest auf ihr. Niemand berührt die Speisen. Mit zaghafter Stimme fordert die Hausmutter die Leute auf, zuzugreifen. Ein paar fassen Mut; aber nach wenigen Bissen schieben sie die Teller fort. Die Mägde kommen und starren. Volle Schüsseln werden hinausgetragen.

Die freie Hand der Braut liegt geballt auf dem Tische. „Sollte man ihn nicht hinausweisen?“ fragte der Bräutigam den Hausvater. Der schüttelte den Kopf. „Er ist mein Gast.“ Sie haben immer das Gastrecht hochgehalten auf dem Karmhose. Der Bräutigam runzelt die Brauen. Stumm sitzen die vielen Menschen um den Tisch.

In die große Stille dringt ein leises Mädchenweinen. Karma hat die Arme auf den Tisch gelegt und gräbt ihr Gesicht hinein; ihr Körper zuckt. Alle sehen zu ihr hin. Da hört man die Musikanten, die man wegen des Tanzes bestellt hat. Vor der Tür draußen fangen sie schon zu fiedeln an. Alle Gäste springen auf und drängen hinaus. Sie wollen im Freien tanzen, nur aus der Stube fort. Auch die Braut und der Bräutigam gehen. Die Eltern ziehen Karma mit sich.

Der Mann im Trauergewande bleibt allein am Tische sitzen. Auf den Steinplatten des Hofes hört man die Tanzenden schleifen. Die Fiedeln klingen hell. Der Bauer von Winz steht auf, geht zum leeren Platz der Braut, nimmt ihren Becher, sucht die Stelle, die noch von ihren Lippen feucht ist, und hebt den Becher an den Mund. Aber ehe er trinken kann, geht die Tür auf, und er setzt den Becher hastig wieder ab.

Karma drückt sich scheu herein. Ihre zarten Wangen sind unter den Augen vom Weinen noch leise gerötet. Sie steht den schwarzgekleideten Mann an. Wie eine kleine Sonne steht sie dort in ihrem hellen Kleide und mit dem hellen Gesicht.

„Kannst du mir sagen, was dir fehlt?“ fragt sie aus der großen Entfernung von der Tür her und spürt gleich, daß man solches aus größerer Nähe fragen muß, weshalb sie langsam in die Stube hineingeht und noch einmal fragt.

Er hebt den Kopf und sieht sie an.

„Warst du es, die vorhin geweint hat?“ fragt er. Seine Stimme, die sie zum erstenmal hört, ist dunkel und sanft. Zutraulich kommt Karma noch näher heran.

„Ich mußte weinen vorhin. Du hast mir so leid getan.“

„Warum habe ich dir leid getan?“ fragt er.

„Das weiß ich nicht. Sagen kann man es auch nicht so genau. Es hat mir eben das Herz wehgetan, als ich dich dort sitzen sah.“

„Ich wollte, es wäre deine Schwester gewesen, die geweint hat!“

„Keine Schwester? Das sollst du ihr nicht wünschen an ihrem Hochzeitstage!“

„Warum sollte ich es ihr nicht wünschen? Sie hat mir mein Leben zerstört!“

„Barbara? Was hat sie dir getan? Keinem Menschen hat sie je etwas getan? Und überhaupt hat außer meinem Vater niemand von uns dich gekannt, ehe du heute hierherkamst. Du kommst ja nie herunter, nicht einmal zum Kirchgang, sondern gehst wohl nach Warnehof beten, weil du es dorthin näher hast. Woher also sollte Barbara dich überhaupt kennen?“

„Hör' zu“, sagt er mit heiserer Stimme. „Es war im vergangenen Sommer. Sie wollte nach Warnehof hinüber, ich glaube zum Arzte, ein Mittel holen für eure Mutter, die damals krank lag. Nicht weit vom Warnehof traf ich sie. Ich sah sie zum ersten Male. Sie trug ein rotes Kleid. Wir sprachen miteinander. Später kamen wir in der Mitte des Wegs zwischen Karmhof und Warnehof oft zusammen. Wie sie es machte, daß sie hier wegkommen konnte, weiß ich nicht. Ich wollte sie zur Frau. Ich bat sie, ihrem Vater zu sagen, daß wir heiraten wollten. Aber sie schob es immer wieder auf. Damals muß sie den tennengelernt haben, den sie heute geheiratet hat. Als ich einmal heftig drängte und sagte, ich würde selbst zu ihrem Vater gehen und um sie werben, da blieb sie aus. Der Bauer von Winz war ihr, nachdem sie den anderen kannte, nicht mehr reich genug! Heute bin ich hierhergekommen, um den Ring an ihrer Hand zu sehen. Ich wollte sehen, ob sie wirklich ein so hartes Herz hat. Ja, sie hat ein hartes Herz oder gar keines, deine Schwester!“

Karma steht und sieht ihn an. Sie ist jetzt so weiß wie er. Was hat Barbara getan? Aber es ist unabänderlich, und darum ist es furchtbar. Sie möchte ihm helfen, dem Manne da. Hilflos hebt sie ihre kleinen Hände.

So ein Gesicht, wie du es jetzt hast, hat das Bild der Gnadenmutter, das über meinem Bette hängt. Ich habe es von meiner Mutter. Sie ist gestorben, als ich auf die Welt kam. — Wie heißt du?“

„Karma.“

„Ich glaube, Karma, dir hat Gott zwei Herzen gegeben, auch das, welches er deiner Schwester vorenthalten haben mag. — Jetzt will ich gehen und dich nicht länger quälen. Ich habe den Ring an ihrem Finger gesehen. So, und jetzt muß sie tot sein für mich.“ Sein Gesicht zuckt. Er macht ein paar Schritte.

Karma streckt ihm beide Hände hin. Sie kann nichts sagen, sie sieht ihn nur an. Der schwache Schatten eines Lächelns umschweift seinen Mund, wie sie ihr kleines Gesichtlein so eindringlich zu ihm aufhebt, als wollte sie ihn um etwas bitten.

„Fürchte dich nicht! Ich werde deine Schwester jetzt nicht zum Tanze auffordern, wie ich es wollte. Ich unterlasse es nur — dir zuliebe. Kannst du mir eine Tür zeigen, durch die ich ins Freie komme, ohne die Leute zu treffen?“

Karma führt ihn stumm durch viele Stuben bis zu einer schmalen Tür, die auf die Wiesen hinausgeht.

„Mein Pferd steht im Stall. Ich muß hinüber und es holen. Und dann seht ihr mich nie mehr“, sagt er.

„Nie mehr?“ Sie fragt so schnell und heftig, es klingt wie ein Schrei.

Er bleibt stehen und sieht sie an. Jetzt weiß sie, daß seine traurigen Augen auch glänzen können. Dann geht er fort in den Stall hinüber, bringt sein Pferd hinaus, sitzt auf und reitet davon.

Weit, weit hört man die Geiger fiedeln und die Tanzenden schleifen. Karma steht in der schmalen Tür, die auf die Wiesen geht, und sie hält die Hand auf dem Herzen.